

wirkung seines Gedichts pünktlichen und sauberen, nur etwas druckfehlerreichen Aufschluss — viel ist freilich bei Morsheim nicht aufzuschliessen. Wir erhalten ferner Nachrichten über sein Leben, die über R. Köhler (Germ. 20, 383; 21, 66), E. Sievers (Beitr. 12, 504) und J. Meier (das. 18, 570 f.) hinausführen und für die wichtige Rolle zeugen, die der Verfasser als pfälzischer Verwaltungs- und Hofbeamter gespielt hat.

Im einzelnen bleibt manches zu bessern, namentlich in den bibliographischen Angaben. Für den Drucker Köbel in Oppenheim war vor allem auf F. W. E. Roth zu verweisen, der im 4. Beiheft zum Zentr. f. Bibl. Wesen (1889) S. 11 auch den Urdruck von Morsheims „Spiegel“ fördernd behandelt. Dieser Urdruck findet sich auch im Brit. Museum, Proctor 2, I, 11 930. S. 3 ff. ist das hochgestellte *m* am Wortende verkannt. S. 5 war der Drucker von A zu ermitteln. S. 7: Matthes Maler in Erfurt hat nicht 1516—25 gedruckt, sondern 1508—36, s. meine Hochdeutschen Drucker der Reformationszeit (1905) 22. Die Lautlehre S. 21 ff. stellt nicht so sehr Morsheims „Dichtersprache“ dar (wenn das Wort hier erlaubt ist) als Köbels Druckersprache. Morsheim liegt nur 27 km von Oppenheim, aber Köbels Neigung zum gemeinen Deutsch entfernt ihn von Morsheims Weise, die offenbar die pfälzische Kanzlei zum Vorbild nimmt: daher die mancherlei Ungleichheiten und Spannungen gerade im Urdruck. S. 26: dass Umlaut von *o* durch *ö*, nicht durch *ø* bezeichnet ist, kommt einfach daher, dass in Köbels Setzkasten diese Type fehlte.

Weiterhin macht sich bemerkbar, dass die Literatur der letzten Jahre nicht eingearbeitet werden konnte. Die Darstellung von Morsheims Reimgebrauch hätte G. Bebermeyers Murnerus Pseudepigraphus (Diss. phil. Göttingen 1913) und Alfred Schauerhammers Mundart und Heimat Kaspar Scheits (Hermäa 6, Halle 1908) zum Vorbild nehmen sollen. Bei der Deutung von Morsheims Sprichwörtern wäre mit Nutzen A. Risse, Sprichwörter und Redensarten bei Thomas Murner (Zs. f. d. d. Unterr. 31, 215—458) verglichen worden. Die Wendung vom Judenspiess (S. 73) ist erklärt von Burdach, Berl. Sitz.-Ber. 1920, 294, die vom Leder fressenden Hund (S. 76) von Seiler in Ilbergs Neuen Jahrbüchern 43 (1919) 435—40. Auf das Verhältnis von Morsheims „Spiegel“ zu Huttens Dialog „Aula“ hat P. Kalkoff 1920 Hutten und die Reformation 578 hingewiesen, der uns auch über das geistige Leben des westdeutschen Adels zur beginnenden Reformationszeit ungünstiger hat denken lehren, als bisher unter dem Eindruck der romantischen Geschichtsauffassung herkömmlich war. In dies Urteil ist mit anderen dichtenden Adligen J. v. Morsheim einzubeziehen, der weder ursprünglich noch formgerecht, noch mit sittlichem Schwung zu dichten versteht, der seine Vorbilder (Ammenhausen und Brant) vergrößert und von den Kräften, die eben damals eine neue Zeit heraufführten, nicht berührt ist.

Freiburg i. B.

Alfred Götze.

Wolfgang Liepe, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken.

Entstehung und Anfänge des Prosaromans in Deutschland. Halle, Niemeyer. 1920. XV, 277 S. 8°.

Die gelehrte, sorgfältige und verständige Schrift Liepes ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der

früheren hochdeutschen Literatur. L. schildert zunächst die Lebensumstände seiner Heldin, erörtert weiter Entstehung und Anfänge des frühneuhochdeutschen Prosaromans im allgemeinen und wendet sich dann im besonderen zu der literarischen Tätigkeit Elisabeths, zu den vier Romanen, für die ihre Urheberschaft bezeugt ist oder von Liepe wahrscheinlich gemacht wird, dem Herpin, Hugo Scheffel, Loher und Maller und Sibille.

Es ist merkwürdig, wie viel Törichtes höchst gelehrte und scharfsinnige Leute zu sagen imstande sind, wenn sie über Dinge reden, die sie nur oberflächlich angesehen haben. Der vergleichungsfreudige R. M. Meyer hatte das Aufkommen des frühneuhochdeutschen Prosaromans neben die Zeiten des jungen Goethe, des jungen Hauptmann gestellt. Nach Benz ist die frühneuhochdeutsche Prosa „ganz im Geiste des Volkes geschaffen“, und Hans Benzmann, ein Nachfolger von Benz, macht schlankweg den gotischen Menschen für den Stil der deutschen Volksbücher verantwortlich. In ergötzlichem Gegensatz dazu hat Walzel behauptet, dass die „schlichte Strenge“ der Volksbücher dem Grundzug der Erzählungskunst der Renaissance entspreche.

Liepe zeigt, dass alle diese Urteile auf gänzlich ungenügender Sachkenntnis beruhen. Von einem umstürzerischen Naturalismus, der neuen Stoff und neuen Gehalt in neue Formen giesst, kann bei dem Aufkommen des Prosaromans keine Rede sein. Die Unterschiede zwischen der Uebersetzung von Renaissance-novellen und dem Ritter- und Abenteuerroman, der die Hauptmasse der Volksbücher ausmacht, sind so bedeutsam, dass von einer nahen Verwandtschaft nicht die Rede sein kann; das einzige Band zwischen beiden ist die frühneuhochdeutsche Prosa. Diese Prosa, sie kommt nicht aus dem Volk heraus; alles kommt von oben herab. Die Begeisterung für die ursprüngliche Kraft der alten Prosa entspringt der sentimentalischen Einstellung des modernen Lesers; „Wir sind die Künstler, die das Kunstwerk des Volksbuchs des 15. und 16. Jahrhunderts erst erschaffen.“ Die neuen Anfänge sind das Ergebnis aus dem Verfall des Alten. Der Auflösung der ritterlichen Gesellschaft, dem Verfall sittlicher und formaler Ideale entspricht der Verfall der klassischen Verskunst. Liepe hätte noch hinzufügen dürfen, dass die Sprache der alten Dichtung zu einem guten Teil unverständlich geworden war. Auch möchte man nachdrücklich auf den Parallelismus hinweisen, der zwischen dem Aufkommen des Prosaromans und dem Ersatz der Reimchronik durch die prosaische Geschichtserzählung besteht.

Auffallend ist es mir, dass Liepe unter den Prosaauflösungen nirgends die des Konradschen Trojanerkriegs erwähnt, die in Gotha sich befindet, oder vielmehr sich befand. Denn die Handschrift ist vor kurzem einem Diebstahl zum Opfer gefallen. Einer meiner Schüler, der diesen Text zum Stoff einer Doktorarbeit gewählt hatte, besitzt etwa ein Drittel des Textes in Abschrift. Auch der Verdeutschung der Historia Hierosolymitana des Robertus Monachus hätte gedacht werden können, die die Giessener Diss. von F. Kraft Heinrich Steinhöwel beigelegt hat.

Ueber zwei Drittel von Liepes Buch gelten der Uebersetzertätigkeit Elisabeths selber, ihren Vorlagen, den Entwicklungsstufen der Werke, ihrem Verhältnis zu den Vorlagen, der Technik der Uebersetzungen.

Loher und Maller und Hugo Scheppel werden durch äussere Zeugnisse als Werke der Elisabeth erwiesen. Dass auch der Herpin ihr zugehöre, hatte bereits Simrock vermutet. Liepe macht zum ersten Male die Hamburger Sibillenprosa, „das buch von koning Karl von Franckrich vnd siner husfrouwen Sibillen die vmb eins getwerch willen verjaget wart“, zum Gegenstand der Betrachtung und ausführlichen Erörterung und behauptet für sie wie für den Herpin die Verfasserschaft der Elisabeth. Und in der Tat hat er eine Reihe von Punkten zusammengestellt, die einen inneren Zusammenhang der vier Romane mit Sicherheit erweisen, die Einheit des Verfassers wahrscheinlich machen. Doch wäre es nach dem Beigebrachten nicht unbedingt ausgeschlossen, dass einer der beiden herrenlosen Romane von jemand herrühre, der sich vollkommen in die Art Elisabeths eingelebt hat. Erst eine eingehende sprachliche Untersuchung kann hier endgültige Entscheidung bringen. Was Liepe S. 164 über angebliche grobe Gallicismen bemerkt, scheint zu zeigen, dass ihm sprachliche Dinge ferner liegen. *Uff das haubt abe zu hauwen* stimmt zwar wörtlich zum Französischen, ist aber doch eine echt deutsche Konstruktion; wo die Sinnentstellung liegen soll in *wer sich nicht forchten tut* (wer nicht bewirkt, dass man ihn fürchtet), bleibt mir verborgen.

Die eigenen Sätze des Verfassers sind bisweilen recht schwerfällig; ein Musterbeispiel S. 3, Mitte. Auch wüsste ich gern, wie etwas an der Peripherie eines engeren Zusammenhangs liegen kann (S. 3) und wie die lateinische Beschäftigung Herzog Karls ausgesehen hat (S. 21, Anm.).

Giessen.

O. Behaghel.

1. **Karl Viëtor, Die Lyrik Hölderlins.** Heft 3 der deutschen Forschungen. Herausgeg. von Panzer und Petersen. Frankfurt a. M. 1921. XVI und 240 S. M. 35.
2. **Die Briefe der Diotima.** Veröffentlicht von Frida Arnold, herausgeg. von Karl Viëtor. Leipzig, Insel-Verlag. 77 S.

1.

Die Hölderlin-Forschung, welche besonders in methodischer Hinsicht so verschiedenartige Wege geht und gelegentlich das Absonderliche und Kapriziöse nicht scheut, ist durch diese Veröffentlichungen ganz entschieden bereichert worden. Ref. stellt dies besonders bezüglich 1. gleich eingangs ausdrücklich fest, obgleich und weil er mit weiten Teilen dieser Arbeit überhaupt wie auch mit zahlreichen Einzelheiten darin sich nicht einverstanden erklären kann. Jedenfalls ist es ein Verdienst des Verf., dass er den Versuch wagt, durch das ganze lyrische Werk Hölderlins als einer grossen Einheit sich durchzuarbeiten. Verf. will keinen Ausschnitt daraus untersuchen. Tatsächlich gelingt es ihm auch, mit verhältnismässig grosser synthetischer Kraft an der Jugendlyrik bis zu den letzten Gedichten durchzukommen; dass es dabei gelegentlich nicht ohne gewisse Abkürzungen und entschlossenes Nichtverweilen abging, versteht sich von selbst. Fragt sich nur, ob Verf. später gerade diesen synthetischen Charakter seiner Arbeit noch gern sehen wird. Das gesamte, lyrische Werk Hölderlins ist aber m. E. für eine derartige Ueberschau, so eingehend, feinsinnig und liebevoll sie auch ist, viel zu gewaltig und gross, als dass

es in toto Gegenstand einer nicht allzu kritisch vorgehenden Erstlingsarbeit sein könnte. Ref. hat seinerzeit genau gewusst, warum er sich — nach schwerem, innerem Kampf — auf den Hyperion und seine Vorstufen freiwillig beschränkte. Immerhin — die Gedankengänge und die Energie, eine Entwicklungsgeschichte von Hölderlins Lyrik zu zeigen [eine „Entwicklung“ in tieferem Sinn bei Hölderlin einmal angenommen] sind jeder Beachtung wert. Verf., der die Schwierigkeiten bei der Untersuchung lyrischer Gebilde sehr wohl kennt, versucht auf verschiedenste Weise zu analysieren: mit Glück dadurch, dass er die von ihm angenommenen fünf Perioden in Hölderlins Schaffen durch Abschnitte: „die Stellung innerhalb der zeitgenössischen Lyrik“ — „die Entwicklung innerhalb dieser Periode“, „der Eigenwert dieser Periode“ teils biographisch (sehr knapp), teils literaturgeschichtlich rundet, voll und saftig macht. Ohne Glück aber durch die m. E. nicht überzeugende, aber konsequent beibehaltene dreigliedernde Rhythmisierung nach dem [nach Ref. Ueberzeugung längst zu Tode gehetzten] Schema: Thesis — Antithesis — Synthesis. Bei aller Anerkennung der Feinheit und des guten Geschmacks, mit dem Verf. dabei vorgeht, empfindet Ref. darin im wesentlichen nur eine mehr oder weniger schmerzende Vergewaltigung. Ohne Zweifel kann man ja nach diesem Schema vorgehen, wie Verf. es tat, um so mehr, wenn es mit so viel Takt geschieht. Ref. würde es aber nicht getan haben, weil dieses Schema den deutschen Geist nachgerade genug gegängelt hat, weil es durchaus nicht aus Hölderlins Wesenheit heraus „notwendig“ ist, und weil die — auch vom Verf. sehr wohl verspürte — letzte Monotonie in Hölderlins Seelenleben, welche wohl mehr Ursache als Wirkung seines regelmässigen Schicksalsrhythmus (cf. S. 73) ist — gerade durch diese Schematisierung noch trostloser wird, als sie tatsächlich war (vgl. meinen Fr. H. Hyp. S. 92 ff.). Eben diese letzte Monotonie widerspricht auch dem Gedanken einer „Entwicklung“ [im tieferen Sinn] bei Hölderlin, wiewohl man von aussen her vieles bringen kann und auch je und je bringt, was einem stumpfen Gesicht als Entwicklung sich darstellt, ohne es zu sein. Ferner bedauert Ref. es lebhaft, dass Verf. viel zu nachgiebig den Gedankengängen Zinkernagels und Cassirers, Hölderlins angebliches Philosophentum betr., folgt. Hier ganz besonders, wie auch sonst allzu oft, zeigt sich eine Eigentümlichkeit des Verf., nämlich die, dass er die Hölderlinliteratur zwar genau aufzeichnet und gelegentlich auch zitiert, dass er aber fast nie sie kritisch „benützt“ < was doch ihr Sinn und Zweck ist >. Nirgends setzt Verf. sich mit anderen Meinungen auseinander, was der Arbeit förderlich gewesen wäre, von wenigen Ausnahmen abgesehen.

Einzelheiten anlangend, so steckt viel Wichtiges in der musterhaft klar disponierten Arbeit. Besonders geglückt erscheinen Ref. des Verf. Ausführungen zu Hölderlins nationalen Ideen (z. B. S. 77, 153 ff., 205 ff.), desgleichen die Anm. 1 auf S. 60. Von köstlicher Feinheit lyrischen Verständnisses und kritischer Erlebensfähigkeit zeugen die Gegenüberstellungen S. 105 (samt der tief sinnigen Anm. 1) und S. 181, während die Gegenüberstellung auf S. 120 Ref. nicht in gleichem Grade überzeugen kann. Dass Verf. der — nennen wir es einmal — „Medizinerliteratur“ — und dies mit guten Gründen — entgegentritt (S. 168 Anm. 8; S. 179